Nr. 41 Dezember 2003

STUDIENBIBLIOTHEK INFO

Bulletin der Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung

Editorial

Die Veranstaltungsreihe 2003 der Stiftung Studienbibliothek haben wir mit einer Buchvorstellung beendet. Ina Boesch: ›Gegenleben. Die Sozialistin Margarethe Hardegger und ihre politischen Bühnen‹.

Diese Publikation hat eine lange Vorgeschichte. Nach dem Tod von M. Fass-Hardegger im Jahr 1963 gehen »880 kg Bücher und Broschüren an Theo Pinkus, 1600 kg Zeitungen in die Papierfabrik und 4 Lastwagenanhänger voll Kehricht nach Avegno in die Abfuhr. Aus dem kümmerlichen Rest, ergänzt durch eine mehrjährige intensive Recherche, entstand diese Biografie«, schreibt die Autorin in ihrem Buch.

Der kümmerliche Rest, den Theo Pinkus in die Studienbibliothek gab und der in den 90er Jahren von uns erschlossen wurde, ist der Teilnachlass Fass-Hardegger, der heute in der ZB aufbewahrt wird.

In einem Nationalfonds-Projekt erforschten Regula Bochsler und Ina Boesch das Leben und die politischen Aktivitäten von Margarethe Hardegger. Zwei Bücher sind daraus entstanden. Das o.g. erschien im Oktober beim Chronos Verlag, das von Regula Bochsler wird im Februar vom Pendo Verlag herausgebracht. Die Autorin wird es im März vorstellen.

Vorher wollen wir Lotte Hümbelin ehren. Sie wird am 22. Januar 95 Jahre alt. 1999 erschien im ersten Programm der edition 8 ihre Biografie ›Mein eigener Kopf‹, der ein Manuskript zugrunde lag, das im ›Nachlass Fred & Lotte Hümbelin‹ in der Studienbibliothek aufbewahrt wurde.

Im April begrüssen wir einen Referenten aus Berlin. Thomas Grimm, der dort das ›Zeitzeugen-Archiv in Text und Bild‹ aufgebaut hat, wird ›Linke Vaterlandsgesellen‹ vorstellen. Mit Theo Pinkus, Hans Heinz Holz, Erica Glaser-Wallach u.a. werden an diesem Abend ungewöhnliche linke Lebensläufe präsentiert.

Im Mai greifen wir nochmals das Thema Stalinismus auf. Eva Maeder hält ein Referat (siehe Buchbesprechung Seite 4).

Die Herausgabe des Dokumentenbandes zu Noel Field hat sich wegen umfangreicher Archivrecherchen verzögert. Werner ›Swiss‹ Schweizer konnte das Buch deshalb dieses Jahr nicht mehr vorstellen, er wird dies nächsten Juni nachholen. Jürg Frischknecht danken wir, dass er am ursprünglich geplanten Termin mit einem spannenden Abend zur ›Filmlandschaft Engadin‹ kurzfristig eingesprungen ist.

Auf Seite 2, 3 und 4 erzählt Fabian Brändle von der Fussballergewerkschaft Profoot. Deren Nachlass wurde uns 2000 durch Andy Egli übergeben. Derzeit wird er erschlossen. Vor den Sommerferien und nach der Fussball-Europameisterschaft wird diese Arbeit beendet sein, und dann werden Fabian Brändle und Andy Egli dem Thema Fussball und Gewerkschaft eine Veranstaltung widmen.

Auch der Nachlass ›Pollux‹ wird 2004 voll erschlossen sein. Er steht dann, wie alle anderen Nachlässe der Stiftung, zur inhaltlichen Auswertung zu Verfügung.

Zum Pinkus-Nachlass schlägt die Stiftung drei unterschiedliche Bereiche zur Bearbeitung vor (siehe letzte Seite). Wir würden uns freuen, wenn sich HistorikerInnen davon angesprochen fühlten.

Allen Spendern und Spenderinnen des Jahres 2003 danken wir sehr herzlich.

Wir wünschen uns, euch bei der Veranstaltungsreihe 2004 wieder zu sehen.

Brigitte Walz-Richter

Einladung

zum

Jahresend-Apéro

Mittwoch, 17. Dezember 2003, ab 17.00 Uhr in der Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung (Quellenstrasse 25, 8005 Zürich, 1. Stock).

Um 18.00 Uhr liest der Schriftsteller und Publizist **Manfred Züfle** aus seinem neuen Erzählband ›Eines natürlichen Todes‹.

Veranstaltungen des Fördervereins 2004

im Restaurant Cooperativo, Strassburgstr. 5, 8005 Zürich um 20.00 Uhr.

28. Januar 2004: Lotte Hümbelin zum 95. Geburtstag

10. März 2004: Regula Bochsler ›Ich folgte meinem Stern. Das kämpferische Leben der Margarethe Hardegger‹, Buchvorstellung

28. April 2004: Thomas Grimm, Berlin, ›Linke Vaterlandsgesellen› vorgestellt in Film und Buch

12. Mai 2004: Eva Maeder ›Utopie und Terror‹, Buchvorstellung

16. Juni 2004: ›Swiss‹ Schweizer ›Der Fall Noel Field‹, Buchvorstellung

7. Juli 2004: Fabian Brändle und Andy Egli ›Profoot‹. Nachlass einer Fussballergewerkschaft

Am 16. Juni 2004 findet – vorgängig der Veranstaltung mit ›Swiss‹ Schweizer – um 19 Uhr die Generalversammlung des Fördervereins der Stiftung Studienbibliothek statt.

Profoot Geschichte einer Fussballergewerkschaft, 1992–1997

Andy Egli gebührt grosse Achtung. Als Fussballer haben wir ihn als unermüdlichen Kämpfer und zuverlässigen Stopper in bester Erinnerung. Neben dem Feld war und ist er ein offener, kritischer Zeitgenosse, mehr noch: Er hat nicht nur eine Fussballergewerkschaft aufgebaut, sondern nach deren Scheitern für eine professionelle Archivierung gesorgt, indem er das gesamte Schriftgut der Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung übergab.



Die Sportgeschichte leidet allgemein daran, dass viele Vereine und Verbände, allen voran die FIFA, ihre Archive nicht freigeben oder gar, wenn ihnen das Schriftgut zu viel wird, vernichten, so dass in neuen Publikationen immer wieder aus alten Büchern abgeschrieben wird.[1] Umso erfreulicher ist es, wenn ein umfangreicher, interessanter Quellenkorpus zur Bearbeitung freigegeben wird.

Die Studienbibliothek hat mich beauftragt, den wohlgeordneten Bestand zu archivieren. Dieser Artikel nimmt sich vor, die Geschichte von Profoot in ihren grossen Zügen zu umreissen.

Gründung

Die Schweiz ist bekanntlich ein Land mit einer vergleichsweise schwachen gewerkschaftlichen Organisierung. Dies galt auch lange Zeit für den Fussball. In den Niederlanden gibt es beispielsweise eine starke Fussballergewerkschaft, die sich seit Jahrzehnten gegen eine vom Verband verordnete Schrumpfung der obersten Ligen einsetzt, so dass die Niederlande heute immer noch eine Zwanzigerliga aufweist. Auch in Italien übt die Associazione Italiana Calciatori (ACI) einen fühlbaren Einfluss aus.[2] Eine Reduktion der Profiliga, wie sie vor kurzem in der Schweiz in einer Nacht- und Nebelaktion durchgeführt wurde, ist dort undenkbar. Die westeuropäischen Fussballergewerkschaften sind in einer Dachorganisation, der FIFpro mit Sitz in Paris, zusammengefasst und versuchen unermüdlich, die Interessen der Spieler zu vertreten. Die FIFpro setzt es sich zum Ziel, Solidarität zwischen Profis und Halbprofis zu schaffen. Ein jeder Spieler habe Anrecht auf Sicherheit, Stabilität, freie Club- und Vertragswahl.



Auch der Schweiz hätte eine Fussballergewerkschaft gut angestanden, denn in unserem Land wurden Spieler, zumal ausländische, oft genug unwürdig und unfair behandelt.

So entschloss sich Andy Egli, im Herbst 1991 eine lose Spielervereinigung unter der Leitung Lucio Bizzinis um eine Übernahme anzufragen. Die Fédération Suisse des Joueurs de Football (FSJF) war 1976 von den Profis Bizzini, Karl Engel und Gilbert Guyot gegründet worden, erreichte jedoch nie die Anerkennung durch die Nationalliga. Zu Beginn der neunziger Jahre gerieten viele Vereine in Finanznot und nahmen daher Lohnkürzungen vor. Selten besuchten mehr als 5000 Zuschauerinnen und Zuschauer die Spiele, so dass versprochene Prämien nicht ausbezahlt wurden. Waren früher Dreijahresverträge die Regel, stellten die Clubs ihre Spieler nunmehr nur noch ein Jahr lang an. Die Unsicherheit war deshalb gross.

Im Februar 1992 erfolgte die Neugründung der Spielervereinigung mit dem Namen Profoot. Knapp 200 Mitglieder konnten von der FSJF übernommen werden. Ziel war es, den Zusammenschluss aller Vertragsspieler des Schweizerischen Fussballverbandes (SFV) herbeizuführen und deren Interessen gegenüber der Nationalliga und dem SFV zu wahren, Rechtsschutz zu gewähren und ein Vorsorgeprogramm zu entwickeln. Die arbeitsrechtliche und soziale Stellung der Spieler sollte verbessert werden. Die Profoot wollte auch das Ansehen des Schweizer Fussballs mehren, indem beispielsweise wohltätige Aktionen initiiert wurden. Der Mitgliederbeitrag wurde für Spieler der NLA auf dreihundert, für Spieler der NLB auf zweihundert Franken pro Jahr festgesetzt. Amateure und Lehrlinge hatten 100 Franken zu entrichten. Zur Struktur: Höchste Instanz war die Generalversammlung, die den siebenköpfigen Vorstand wählte. Die allermeisten Vorstandsmitglieder waren aktive oder ehemalige Profis. Das Sekretariat und eine Kontrollstelle rundeten die Struktur ab.


Lesniak, Fernandez
Xamax – Servette 2:1

Gedeihen

Schon nach einem Jahr hatte die Profoot 360 Mitglieder. Ein Antrag um Anerkennung bei der Nationalliga versandete jedoch. Im Mai 1993 wurde die breite Öffentlichkeit auf die Fussballergewerkschaft aufmerksam, als die Profoot ein Benefizspiel der Nationalmannschaft organisierte. Die Einnahmen sollten dem konkursiten FC Wettingen zugute kom-

men, damit dieser zumindest die Meisterschaft regulär zu Ende spielen konnte. Noch ein Jahr zuvor hatte der FC Wettingen beinahe für eine Sensation gesorgt, als er die SSC Napoli mit Diego Maradona und Gianfranco Zola im Europacup an den Rande einer Niederlage gebracht hatte. Nach der berühmten Annullierung eines Tores in Sion, dem darauf folgenden Tumult und zahlreichen Spielersperren ging es jedoch rapide abwärts. Der Erlös aus dem Spiel wurde für die Spieler Wettingens ausgeschüttet. Das schmucke Stadion Altenburg gut gefüllt, das Rahmenprogramm abwechslungsreich, das Medienecho gross: Die Veranstaltung war ein voller Erfolg. Später setzte sich die Profoot auch für den maroden FC Grenchen ein. Nach dem ersten Coup war der Beitritt zur FIFpro ein weiterer Erfolg. Allgemein war Fussball wieder in, seit Uli Stielike und Roy Hodgson die Nationalmannschaft zu grossen Siegen führten. 1994 wurde die Qualifikation zur WM geschafft, in einer Gruppe mit Italien, Portugal und Schottland. Alain Sutter verzauberte die Fans, schon war die Schweiz Geheimfavorit.

Im November 1993 wurde der Verein Swissfoot gegründet. Er sollte die Interessen der Nationalspieler vertreten, namentlich die Prämien für die geglückte Qualifikation zu den Weltmeisterschaften in den USA sichern, für die sich die Schweiz nach beinahe 30 Jahren zu qualifizieren vermochte. Ein Streik der Natispieler hatte zum Zweck, die Regelung der Bildrechte im Sinne der einzelnen Spieler zu gestalten. Gleichzeitig, so zumindest die Intention, sollte das Prestige der internationalen Spieler auf Profoot abfärben. Die breite Öffentlichkeit sah jedoch den Prämienpoker gar nicht gerne. Fussballer würden sowieso viel zu viel verdienen, hiess es. Die Boulevardpresse heizte die ohnehin negative Stimmung noch weiter an. Die WM war dann erfolgreich, erreichte die Schweiz doch das Achtelfinale, wo sie gegen Spanien ausschied. Ein weiterer Erfolg war dann die Qualifikation zur Europameisterschaft 1996 in England. Die internationalen Spieler, allesamt Mitglieder bei Profoot, sollten mit ihrem Prestige auf die Spielervereinigung abfärben.

Dies erwies sich indessen als Chimäre, denn so mancher kochte lieber sein eigenes Süppchen, als sich mit den weniger Erfolgreichen zu solidarisieren. Die Nationalliga verweigerte Profoot nach wie vor die Anerkennung, während Swissfoot offiziell als Mandatsträger der Nationalmannschaft anerkannt wurde. An der zweiten ordentlichen Generalversammlung stellte Andy Egli umfangreiche Projekte vor: So sollte der Beruf ›Fussballer‹ endlich anerkannt werden. Ein Typenvertrag sollte Transferbestimmungen u.a. regeln.



Schliesslich gab Egli die Initiierung eines eigenen Magazins bekannt, dessen Äusseres durchaus zu gefallen wusste. Insgesamt erschienen elf Ausgaben. Chefredaktor war der renommierte Sportjournalist Walter de Gregorio. Andy Egli nahm jeweils kein Blatt vor den Mund, wenn es darum ging, Missstände zu kritisieren. Entsprechend giftig waren die Reaktionen von Nationalliga und SFV. Wer sich für die Geschichte der Profoot interessiert, findet im Bulletin wichtige Hinweise. Allerdings kostete das Bulletin eine schöne Summe Geld. Lesenswert sind die Artikel, die über die Solidarität zwischen den Spielern in anderen Ländern berichten. Fussballer schrieben über ihre Erfahrungen mit Profoot. Schliesslich wurde das Sekretariat, neu in Dietikon, auf zwei Ganztagesstellen aufgestockt, ein Beweis dafür, wie viele Anfragen Profoot täglich erhielt. Die gesamte GV atmete den Wind der Aufbruchstimmung. Im Oktober 1994 erreichte Profoot den Höchststand an Mitgliedern, nämlich 471. Den Bekanntheitsgrad steigerte die erste Gala des Schweizer Fussballs im Kursaal Bern, die vom Fernsehen DRS live übertragen wurde. Mit dieser Gala sollten Sponsoren gewonnen werden, ein Unterfangen, das nicht gänzlich gelang, so dass der Anlass defizitär ausfiel. Der gesamte Schweizer Fussball war 1994 auf einem Höhenflug, eine Folge der Qualifikation zur Fussballweltmeisterschaft. Auf dieser Welle schwamm auch die Profoot mit.

Leistungen

In der Zwischenzeit hatte Profoot ein Anwaltsnetz über die ganze Schweiz aufgezogen. Mancher Spieler profitierte in der Folge vom Rechtsschutz und erhielt den säumigen Lohn ausbezahlt. Im August 1995 legte die Profoot ein Pensionskassenmodell vor, das von Geschäftsführer und Vorstandsmitglied Willy Scheepers in Zusammenarbeit mit einer Lebensversicherung ausgearbeitet wurde. Scheepers, ehemaliger Spieler des FC Zürich, konnte dabei von seiner niederländischen Erfahrung profitieren. Geplant wurde später auch das Errichten eines Netzes von Sportärzten und Physiotherapeuten, denn bei manchem Club lag die medizinische Grundversorgung im Argen. Die vielleicht bekannteste politische Aktion, an der Profoot-Aktivisten mitwirkten, war die ›Stop it Chirac‹-Kampagne vor dem entscheidenden EM-Qualifikationsspiel in Schweden. Die Spieler hielten vor dem Anpfiff ein Transparent in Händen. Die mutigen internationalen Spieler erhielten dafür Beachtung aus der ganzen Welt. Gleichwohl verschlechterte sich die Stellung zum SFV, der im November 1995 das Nationalmannschaftsmandat der Swissfoot kündigte.

Probleme und Auflösung

Im Januar 1996 legte die Profoot ein erstes Konzept zur Aus- und Weiterbildung für Fussballprofis vor, während im April 1996 die zweite Fussballgala über die Bühne ging. Doch die Profoot sei nicht wie geplant ein florierendes Unternehmen, musste Egli an der GV bekanntgeben. Er gab Fehlinvestitionen zu. Da sich die Nationalliga weiterhin weigerte, Profoot anzuerkennen, inszenierte die



Spielergemeinschaft am 11. Mai 1996 einen Warnstreik, dem freilich nur wenige Vereine folgten. Der misslungene Streik leitete denn auch das Ende von Profoot ein. Verschiedenen Clubpräsidenten gelang es, die Solidarität zu unterminieren, so dass viele Spieler austraten. Manche Vereinsbosse verboten den Delegierten, an Generalversammlungen mitzumachen! Zudem hatte sich ein Schuldenberg aufgetürmt. So mancher Sponsor, der Geld zugesagt hatte, zog sein Angebot in letzter Minute zurück. Egli reagierte, indem die Profoot dem Schweiz. Gewerkschaftsbund beitrat und somit den Tarif bekanntgab. Das Augenmerk wurde nicht mehr auf Sponsoren gerichtet, sondern auf gewerkschaftliche Kernaufgaben. Doch unterblieb die erhoffte Solidarität der Spieler. Im Dezember 1996 wurden die MitarbeiterInnen gekündigt, im Januar 1997 demissionierte der Präsident. Im Frühjahr 1997 beschloss eine ausserordentliche Mitgliederversammlung die Auflösung der Profoot.

Archiv und Möglichkeiten

Die hinterlassenen Akten präsentieren sich in einem guten Zustand. Als Kernüberlieferung würde ich die Protokolle von GV und Vorstand, die Mitgliederlisten nach Vereinen, das Bulletin und die Presseartikelsammlung bezeichnen. Leider fehlt bei manchem Artikel die Herkunftsangabe. Die sehr umfangreiche Korrespondenz mit Versicherungen und anderen Organisationen ist demgegenüber von minderem Interesse. Ich nehme daher eine Dossierbildung nach Provenienz vor. Eine tiefere Beschäftigung mit den Dokumenten der Profoot wäre sicher lohnenswert. Sporthistorikerinnen und -historiker finden ein ideales Terrain vor, denn die Akten der Profoot legen Strukturprobleme des Schweizer Fussballs offen, mehr noch: Das Scheitern eines gewerkschaftlichen Projektes zeigt exemplarisch auf, welche Strategien die Mächtigen in diesem Lande anwenden, um Sozialverträge zu umgehen.

Fabian Brändle

1 Einen Forschungsüberblick bietet Brändle/Keller: Goal! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fussballs. Zürich 2002

2 Ähnlich wichtige Fussballergewerkschaften existieren u.a. in England, Frankreich, Deutschland, Skandinavien und Belgien

Überlegungen zu ›Utopie und Terror‹

Josef Stalin zählt heute neben Adolf Hitler und Mao Tse-Tung zur düsteren Spitzengruppe der totalitären Diktatoren des 20. Jahrhunderts. Dennoch bleiben Stalin und der nach ihm genannte Stalinismus im Vergleich seltsam blass und verschwommen. Weder war er ein mit allen Wassern gewaschener Demagoge wie Hitler noch ein überragender Guerillero wie Mao. Anders als die Vorgenannten mied er die Öffentlichkeit wie der Teufel das Weihwasser. Zum überragenden Theoretiker, Rhetor und Feldherrn und zur neben Lenin dominanten Figur in der Oktoberrevolution machte den Mann, der »die Revolution verschlafen hatte«, erst eine gigantische Geschichtsklitterung im Rahmen eines überbordenden Personenkults.

Einen facettenreichen Zugang zu Stalin und seiner Zeit bietet der schmale Sammelband ›Utopie und Terror‹, der als Publikation der Volkshochschule des Kantons Zürich im Chronos Verlag erschienen ist. Neben biografischen, historischen und politischen Untersuchungen finden sich hier Aufsätze zur Lage der Bauern und zum städtischen Alltag, ein Vergleich zwischen den Systemen Hitlers und Stalins sowie Überlegungen zur Stalinisierung Osteuropas und zur politischen Nachwirkung Stalins. Die meisten Abbildungen stammen aus der Zeitschrift ›UdSSR im Bau‹, die sich im Zeitschriftenbestand der Studienbibliothek befindet.

Die Karriere Stalins kann als Illustration des Diktums von Max Weber dienen, wonach politische Macht auf Verwaltung basiert. Als Generalsekretär und Herr über die Karteikarten (daher die herablassende Bezeichnung Stalins als ›towarischtsch kartotek‹) verstand er es, seine Konkurrenten in der Partei durch systematische Schürung von Konflikten und den planmässigen Ausbau seiner Position im Parteiapparat kaltzustellen. Stalins Ausnahmestellung beruhte auf der Radikalisierung in der Krise; wie nach ihm Mao Tse-Tung sah er eine Normalisierung und Konsolidierung des Systems als eine Bedrohung seiner persönlichen Macht an. Der stalinistische Terror richtete sich folglich nicht nur gegen soziale Gruppen, sondern auch gegen den Parteiapparat und die staatliche Verwaltung.

Nach dem Tode Stalins ebbte der Terror ab; die weitere Entwicklung der Sowjetunion vermochte sich jedoch nicht aus seinem Schatten zu lösen. Der Stalinismus hinterliess darüber hinaus eine gescheiterte Modernisierung, die auf der brutalen Ausbeutung der Bauern und einer systematischen Missachtung der Bedürfnisse der Bevölkerung beruhte. Die viel gerühmten sozialen Einrichtungen der Sowjetunion wurden dagegen erst im letzten Drittel ihrer Geschichte, lange nach Stalin aufgebaut.

Die Hoffnungen, die in das sowjetische System gelegt wurden, sind heute genauso schwer nachzuempfinden wie die Trauerkundgebungen beim Tode des Diktators.

Dass die bürgerlichen Positionen aus der Zeit des Kalten Kriegs einen Teil der Wertungen beeinflussen, ist bei einem solchen Sammelband wohl unvermeidlich. So bleibt insbesonders die Frage der Mitverantwortung des Westens für die Radikalisierung der Revolution und für die Stalinisierung Osteuropas ausgeklammert. Ebenso das Faktum, dass der Kalte Krieg bereits in der Kriegspolitik der Alliierten angelegt wurde. Dagegen lässt der Wechsel der Perspektiven die Vielschichtigkeit der Entwicklung erkennen. Insgesamt eröffnet der Band einen anregenden Zugang zu einem wichtigen Kapitel der modernen Geschichte.

Ueli Bänziger



Eva Maeder, Christina Lohm (Hg.): Utopie und Terror, Josef Stalin und seine Zeit, Chronos Verlag, 2003, 204 Seiten, Fr. 38.–

Aus dem Innenleben der PdA

Die erste Geschichte der Partei der Arbeit (PdA) liegt nun auf Deutsch vor – in erdrückender Ausführlichkeit. Verfasst von einem langjährigen Aktivisten, in einer Mischung aus erstaunlicher Offenheit und unerträglicher Belehrungssucht. André Rauber, 62, war seit 1970 Redaktor und ab 1982 Chefredaktor der PdA-Zeitung ›Voix Ouvrière‹ in Genf, sass viele Jahre im Zentralkomitee und im Politbüro der Partei. 1988 verliess er die Zeitung wegen »interner Spannungen« und gesundheitlicher Probleme. (...)

Akribisch und dozierend

Trotz ihrem langsamen Niedergang war die PdA bis zum Zusammenbruch des sozialistischen Weltsystems 1989/90 in den kantonalen Parlamenten von Zürich, Basel-Stadt, Tessin, Waadt, Neuenburg und Genf vertreten. In den neunziger Jahren verschwand sie aus den Legislativen der Deutschschweiz und des Tessins, während sie in der Romandie mit der Erringung eines Wähleranteils zwischen 5 und 17 Prozent wieder einen leichten Aufschwung erlebte. Für Leser, die sich weniger für die linksideologisch getränkte Interpretation des Weltgeschehens als für den Weg der PdA interessieren, empfiehlt es sich, die langfädig dozierenden Ein- und Ausführungen zur internationalen und Schweizer Geschichte, die den sieben Hauptkapiteln vorangehen, zu überspringen. So bleiben immer noch 50 Prozent Textmasse, in denen neben einigem Unwesentlichen und manchen Wiederholungen viel Neues zu erfahren ist. Die reiche Fülle akribisch zusammengetragener Fakten und die farbig gezeichneten Personenporträts geben einen tiefen Einblick in die innere und äussere Entwicklung der PdA von ihrer Gründung 1944 bis zu ihren grossen Krisen der 80er-Jahre.

Aufschlussreich und selbst für Kenner der PdA-Geschichte neu sind die selbstkritisch geschilderten Konflikte zwischen einzelnen Exponenten und innerhalb der Sektionen. So die heftigen Auseinandersetzungen zwischen Sowjet-Anhängern und Freunden der in den osteuropäischen Schauprozessen verurteilten Genossen Noel Field und Artur London in den Jahren 1949 bis 1952; ein Kampf, der in der PdA – im Unterschied zu den meisten europäischen KP – erstaunlicherweise zu Gunsten der ›Abweichler‹ um Edgar Woog und Jean Vincent entschieden wurde.

Generalsekretär in Not

Erstmals wird auch die persönliche Krise des aus einer jüdischen Familie stammenden Generalsekretärs Edgar Woog anlässlich des Sechstagekrieges im Jahr 1967 beleuchtet. Woog war von der kritiklosen Unterstützung der UdSSR für den Kurs Nassers derart schockiert, dass er sich innerhalb der Partei und in der Parteispitze isolierte. Er geriet in eine persönliche Krise und legte ein Jahr später sein Amt als Generalsekretär nieder.

Raubers Report gerinnt dort zur Milieustudie, wo er die PdA-Politik personifiziert, eigene Reminiszenzen einflicht und die führenden Köpfe mit kräftigen Pinselstrichen zeichnet. Ein politischer Diskurs entpuppt sich so als persönliche Abrechnung, ein Programmstreit als Machtkampf unter rivalisierenden Protagonisten. Ohne die Berücksichtigung solch subjektiver Faktoren wäre zum Beispiel das kurzzeitige Bündnis zwischen Duttweilers LdU und Nicoles PdA in der Zeit von 1943 bis 1945 kaum zu erklären.

Ähnliches gilt für das Handeln der Beteiligten bei den fünf Austrittswellen aus der PdA zwischen 1980 (Austritt der Waadtländer Aktivisten um Anne-Catherine Ménétrey, die heutige grüne Nationalrätin) und 1988 (Ausschluss der Basler Sektion). Konflikte übrigens, die bisher noch nirgends so kenntnisreich im Zusammenhang beschrieben wurden.

Mehrfach kommt Rauber auf die Finanzierung der PdA durch die KPdSU zu sprechen – allerdings ohne dieses letzte grosse Geheimnis der PdA zu lüften. Während die finanzielle Unterstützung der PdA-Vorgängerin KPS durch die Komintern bereits durch die Arbeiten von Peter Stettler und Brigitte Studer belegt ist, sind die späteren Finanzflüsse noch weitgehend unerforscht.

Gestützt auf französische Literatur, berichtet der Autor, dass die Finanzierung aus Moskau ab 1947 »bis zum Fall der UdSSR« über den »Internationalen Gewerkschaftsfonds zur Unterstützung linker Arbeiterorganisationen beim rumänischen Gewerkschaftsrat« abgewickelt worden sei – über das Land also, in dem die Kominform, die Nachfolgeorganisation der Komintern, ihren Sitz hatte. Noch in den achtziger Jahren bestritt PdA-Generalsekretär Magnin vehement die Aussagen des abgesprungenen sowjetischen Diplomaten Polianski, wonach die PdA jährlich gegen 300'000 Franken Unterstützung aus Moskau erhalten habe.

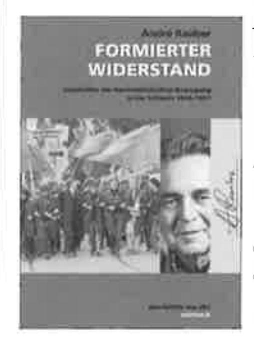
»Leiche im Keller«

Der Verfasser, der seine eigenen Irrtümer nicht ausspart und heute nicht mehr Mitglied der PdA ist, kommentiert dieses Dementi nicht, macht jedoch auf die »grossen Geldbeträge in Form von speziellen Spenden« aufmerksam, die jedes Jahr in die Rechnung der PdA-Zeitungen eingeflossen seien. Seltsamerweise hätten sich die Parteidelegierten nie nach der Herkunft dieser Gelder erkundigt, die immerhin einen Drittel des Jahresbudgets ausgemacht hätten. »Man vermutete, dass sich irgendwo im Keller eine Leiche befand, doch man wollte sie weder finden noch danach fragen.« Dass der Verfasser selbst die volle Wahrheit nicht auf den Tisch legen will oder kann, ist allerdings wenig überzeugend.

Wertvoll sind die rund 200 Kurzbiografien von Aktivisten der kommunistischen Bewegung, die Tabellen über die Zusammensetzung der PdA-Führungsorgane von 1944 bis 1991, die Grafiken zur Entwicklung des Wähleranteils auf Bundes- und Kantonsebene, die umfassende Bibliografie sowie das minuziöse Personenregister, das das Aufsuchen personenbezogener Angaben erleichtert. Dass das robuste Faktenbuch auch ein paar Druckfehler, fehlerhafte Namensschreibweisen und holprige Übersetzungspassagen enthält, ist beim Umfang eines solchen Werkes wohl unvermeidlich.

Urs Rauber

(Aus ›NZZ am Sonntag‹, 25. Mai 2003)



André Rauber: Formierter Widerstand. Geschichte der kommunistischen Bewegung in der Schweiz 1944–1991, edition 8, 2003, 848 S., Fr. 69.–

Ernst-Ullrich Kloock, 22.07.1929–05.01.2003

Unser Freund Uli Kloock, Wandergefährte und Gesprächspartner in vielen diskussionsfreudigen Runden in Salecina, hat uns verlassen.

Uli wuchs als Sohn eines Beamten in der kleinen mecklenburgischen Garnisonstadt Ludwigslust auf, einem Ort, der ihm, dem später viel und gern Reisenden, teuer blieb bis zuletzt, und den er immer wieder besuchte. Der 16-Jährige erlebte die letzten Kriegswochen noch als Schüler, zu militärischem Hilfsdienst befohlen. Nach dem Abitur studierte er an der Berliner Humboldt Universität Geschichte und Kunstgeschichte und war in der neu gegründeten Hochschulgruppe des Deutschen Kulturbundes aktiv, vor allem bei den damals noch möglichen Bemühungen um Kontakte zu westdeutschen Künstlern und Intellektuellen. Nach dem Studium war er als Cheflektor für die historische Abteilung des Rütten und Loening Verlages tätig. Sein Eintreten für das Buch ›Das Reich der niederen Dämonen‹ von Ernst Niekisch, der den ministeriellen Kontrollinstanzen als notorischer Renegat galt, führte für Uli, der als Student überzeugter Marxist und Mitglied der SED geworden war, zum Verlust seiner Stellung im Verlag. In den folgenden Jahren kamen ihm seine Sprachkenntnisse zugute, dank diesen und der Vermittlung von Freunden im Aussenministerium wurde er häufig als Dolmetscher eingesetzt, eine Tätigkeit, an der es wie auch an qualifizierten Kräften für diplomatische Funktionen damals in der DDR noch mangelte. Ulis kultivierte Umgangsformen, sein gewinnendes Wesen und sein nicht zu übersehendes Kommunikationstalent im Verein mit seiner Sprachengewandtheit bewirkten jedenfalls 1963 seine Berufung zum Kulturattaché der DDR-Botschaft in Ungarn.

Er hatte inzwischen eine Familie gegründet; Lore Kaim, seine Frau, hatte er noch im Verlag kennen gelernt und durch sie Theo Pinkus, mit dem beide freundschaftlich verbunden blieben, wie auch mit Theos Frau Amalie. Lore war mit Theo durch dessen rührigen Verkehr mit den Verlagen der DDR und seine Besuche der Leipziger Buchmesse bekannt geworden, und sie verdankte ihm manche editorische Anregung.

Mit Lore und dem Sohn Matthias verlebte Uli in Budapest schöne und erfahrungsreiche Jahre und hatte viele interessante Begegnungen mit bedeutenden Persönlichkeiten, so u.a. mit Noel Field und dessen Frau Hertha, denen nach schrecklichen Haftjahren wieder eine bescheidene Existenz zugestanden wurde; mit Alex Rado, dem ehemaligen Kundschafter für die Sowjetunion, und vielen Künstlern, Schriftstellern und Diplomaten, die als ausländische Gäste nach Budapest kamen. Mit einem schweren Schicksalsschlag fand für Uli dieser erfüllte Lebensabschnitt ein Ende: Seine Frau Lore, die ihm bei seinen Aufgaben mit Umsicht und klugem Rat zur Seite stand, starb noch in Ungarn nach langem Leiden an der gleichen Krankheit, der er nun selbst erlegen ist.

Mit seinem Sohn nach Berlin zurückgekehrt, arbeitete Uli zunächst einige Zeit in der Auslandsabteilung des Schriftstellerverbandes der DDR, später als wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Literaturwissenschaft an der Akademie der Wissenschaften. Den Tod seiner Frau vermochte er nicht zu verwinden; erst ein zweiter Schlag, ein Herzinfarkt und dessen ihn dauerhaft behindernde Folgen, brachten ihn dazu, noch einmal alle Kräfte zu mobilisieren und zu seiner alten Lebensbejahung zurückzufinden. Eine neue Aufgabe auf seinem Arbeitsgebiet wäre nun wohl möglich gewesen – er erwog sie nicht, wie auch Ehrgeiz und Streben nach einer wie immer gearteten Karriere nie seine Sache gewesen waren. Was er freilich brauchte, war eine neue raison de vivre, er fand sie im Reisen, in vielfältigen Bildungsveranstaltungen wie z.B. in Salecina, in der Erweiterung seiner Sprachkenntnisse, vor allem aber in der Beschäftigung mit bildender Kunst; er besass eine in Jahrzehnten nach und nach erworbene Sammlung von Grafiken und Aquarellen, die die Wände seiner sehr bescheidenen kleinen Wohnung im Prenzlauer Berg zur Privatgalerie machten. Überall war er gern gesehen und fiel auf durch seinen Charme, seine Kenntnisse, seine Kommunikationsfreudigkeit und seinen Humor. Viele von uns kennen ihn als unerschöpflichen Storyteller. Was er seinen dankbaren Zuhörern erzählte oder zum besten gab, hatte er immer mit angesehen oder selbst erlebt, und im letzten Falle hatte er nie eine Heldenrolle inne, sondern eher die einer komischen Figur. Man durfte, ja sollte über ihn lachen, und er selbst konnte es. Stumpfheit, Brutalität und Niedertracht konnten ihn verstören, Schwäche und Ungeschick aber immer mit seiner Geduld rechnen. Er sorgte sich um Freunde, um die Menschen insgesamt, und er litt unter der desolaten Entwicklung der DDR und ihrem schmählichen Untergang, unter den neuen Kriegen, Gräueln und Enttäuschungen nach den allzu schönen Hoffnungen von 1989. Er musste von uns gehen, ohne auf eine absehbare Erhellung des globalen Horizonts vertrauen zu können. Und doch hat er, ein sensibler und durchaus auch gelegentlich mit Ängsten kämpfender Mann, uns Mut gezeigt. Er hat uns gezeigt, wie man alt wird und allein lebt, ohne einsam zu werden, ohne Verlorenes zu bejammern und ohne Furcht vor dem Künftigen, einschliesslich des Endes. Als ein vom Leben Beschenkter hat er Abschied genommen. Wie souverän er mit der Gewissheit seines nahen Todes umgegangen ist, hatten wir ihm nicht zugetraut. Seine Art von Lebensmut und Sterbenskraft, die eben auch eine *amor fati*, eine Akzeptanz des ihm zugefallenen Schicksals, die Fähigkeit des Loslassens einschloss, sollten auch uns ermutigen.

Salut, Uli!

Rosemarie Heise, Berlin

Willy Kriescher, 12.2.1927–31.3.2003

Lieber Willi
Das erste Mal habe ich Dich bei einem Deiner Besuche in der Studienbibliothek gesehen; dorthin war ich damals, 1994, durch ein Einsatzprogramm des Arbeitsamtes gekommen. Ich habe Dich bewusst wahrgenommen, lange bevor Du mich bewusst wahrgenommen hast. Du warst damals schon ein alter Herr, stets gepflegt gekleidet, häufig grantig, raunzend, wie man in Deiner Wiener Heimat sagt. Der österreichische Akzent war nicht zu überhören, schon weil du nie dazu neigtest, Dich zu verstecken, Du es vielmehr liebtest, Dich möglichst monologisierend zu präsentieren. So ab Deinem 70. Geburtstag, der in der Studienbibliothek nicht ohne Aufwand in einem gesetzten, ziemlich geschlossenen linken Kreise gefeiert wurde, begannst du mich, der ich als Mitarbeiter teilnahm, langsam wahrzunehmen. Und dies wohl, weil es mich stets reizte, den Fluss Deiner Monologe durch Einwürfe zu unterbrechen. Deine Monologe hatten keineswegs nur politische Inhalte, sie waren oft Erzähl-Improvisationen, etwa eine Neufassung des Märchens von Rotkäppchen, der es an erotischen Anspielungen nicht fehlte. Derlei Geschichten, in denen Deine Fantasie blühte, führten dann doch immer wieder, offener oder verdeckter, ins Politische zurück. Aber welche Inhalte immer: stets war man Zuschauer und Zuhörer in einem Kleintheater. So überraschte es nicht, dich als häufigen Gast und eine Zeit lang auch im Vorstand des von unserem gemeinsamen Freund Peter Brunner gegründeten sogar-theater zu finden. Es war damals, 1998, dass wir uns wirklich näher gekommen sind, nicht zuletzt durch einen gemeinsamen Gang vom sogar-theater durch ein in dieser Nacht ziemlich aufgekratztes und verstopftes Langstrassen-Quartier zu Deiner Wohnung an der Kanzleistrasse. Während ich von Dir schon länger wusste, dass Du Ökonom warst, und zwar Marxist, musstest Du Dich immer wieder erkundigen, was ich eigentlich machte. Nachdem aber der persönliche Kontakt einmal da war, riefst Du regelmässig an, gar nicht rechnend, wer jetzt wieder dran sei, sich zu melden. Du hattest grosse Freude, auch meine Freundin kennen zu lernen und warst in Abständen zu Besuch. Du nahmst mit Herzlichkeit Anteil und hast es genossen, dort sein zu können, wo man sich um Dich gekümmert hat.

Deine eigene Geschichte liessest Du teils im Dunklen, da war mal eine Frau, da ist, in Berlin, ein Sohn, aber sehr anders als Du; von Deiner jüdischen Familie in Wien erzähltest Du, von einer beeindruckenden Grossmutter, von dem Exodus Deiner Familie, der nach Grossbritannien führen sollte, aber nicht über den Etappenort Schweiz hinausführte, von Deinem Vater, einem Arzt mit grossem sozialem Herzen, der in der Schweiz nicht mehr arbeiten durfte. Das erzähltest Du, anderes doziertest Du: jüdische Geschichte, Verteilung von Arm und Reich, Macht der Konzerne, die Natur der Derivatgeschäfte. Wenn Du nicht vortragen konntest, weil das in einer Gesellschaft nicht tunlich war, schwiegst Du; an anderen als Deinen Themen nahmst Du nicht fragend oder diskutierend teil; war die Gelegenheit für Deine Themen da, nahmst Du das monologische Wort, Einwände und vorschnelle Fragen nicht selten brüsk abschneidend. Wie mich Deine Intelligenz, Dein Wissen, Deine Fantasie, die Freiheit des Auftretens immer wieder beeindruckt haben, so haben mich die Form des Monologs, die festen Grenzen des Wissens und des Nichtwissenwollens immer wieder gereizt. Unsere Freundschaft war trotzdem da, und noch im letzten Jahr verständigten wir uns, gemeinsam den Zeitungs- und Zeitschriftenbergen in Deiner Wohnung sichtend zu Papier zu rücken: das eine



aufhebend, das zweite weitergebend, das dritte wegwerfend. So sassen wir einige Nachmittage in Deiner Küche, über jedes Blatt entscheidend – es ging quälend langsam, spontane Entscheide waren mir untersagt. Immerhin kamen doch einige riesige Säcke für die Abfuhr zustande. Aber nicht immer sassen wir so, wie wir verabredungsgemäss sollten. Häufig musste ich Dich erst aus dem Café abschleppen – aus dem Café, nicht aus dem Kaffeehaus.

Im letzten Frühjahr kam plötzlich die Nachricht Deiner schweren Erkrankung. Bei unserem ersten Besuch warst Du bereits nicht mehr gut ansprechbar; auf mein »Servus« beim Gehen hin lächeltest Du aber. Als ich das zweite Mal in Dein Krankenzimmer trat, wusste ich noch nicht, dass ich jetzt bei Deinem Sterben dabei sein würde. Deine Augen zeigten zunehmend Deinen Rückzug aus aller Wahrnehmung, aus der Welt; der immer starrere Blick erinnerte mich an jenes Nichtwissenwollen, das ich bei Dir immer wieder erlebt habe. Meine Freundin und ich sind froh, dass Du einen Monat vor Deinem letzten Abend bei uns auf dem Sofa sassest und wir alle drei unser Zusammensein genossen haben.

Rainer Lambrecht

Wir trauern um unsere verstorbenen Mitglieder

Paul Tross, Zürich, 9.2.1913–2.12.2002, Kämpfer der Internationalen Brigaden in Spanien vom 6.9.1936 bis 30.12.1938, Vorsitzender der Interessengemeinschaft ehemaliger Spanienkämpfer in der Schweiz bis 1994

Arno Peters, Bremen, 22.5.1916– 2.12.2002

Marie Furrer-Grimm, Schaffhausen, 25.6.1906–15.2.2003

Lydia Woog, Zürich, 26.4.1913–27.4.2003

Irma Heeb, Zürich, 10.2.1909–8.9.2003

Georg Kiefer, 11.6.1937–2.4.2003

Nach dem plötzlichen Tod von Theo Pinkus erreichte mich ein Anruf aus Braunschweig. Georg Kiefer bot seine Hilfe an. Er entwarf und druckte das Plakat zur Hommage.

Und das, obwohl wir ein knappes Jahr zuvor nach einem konfliktreichen Salecina-Geschichtsseminar nicht eben in bestem Einvernehmen auseinander gegangen waren. Aber nachtragend war er nicht. Konflikte gehörten zu seinem Leben.

Georg Kiefer war ein 68er. Er gründete den ersten deutschen Kinderladen und drehte den Film: ›Erziehung zu Ungehorsam‹.

Er war gelernter Designer und promovierter Philosoph; über 25 Jahre lehrte er als Professor für Visuelle Kommunikation an der Kunsthochschule Braunschweig. Kunst und Gestaltung waren für ihn an gesellschaftliche Praxis gebunden. Er war engagierter Gewerkschafter und verstand sich bis zuletzt als streitbarer Marxist. In vielen Projekten hat er künstlerische mit politischer Arbeit verbunden. So liess er deutsche und ausländische Fabrikarbeiter ihre Probleme in Zeichnungen beschreiben, erforschte mit den Mitteln der Skulptur die Auswirkungen der Schichtarbeit auf Familien, entwarf Plakate für die Kurden, die brasilianischen Gewerkschaften, gegen die Apartheid in Südafrika und für Kuba, dem er sich verbunden fühlte. Daneben schuf er ein eigenes künstlerisches Werk, das er seinen Freunden und Freundinnen noch einmal vor seinem Tod in einer grossen Ausstellung in Magdeburg zeigen konnte.



Die Stiftung Studienbibliothek hat einen guten Freund verloren. Sein »Wir sind noch nicht fertig« wird uns weiter begleiten. *B.W.-R.*



Die Stiftung Studienbibliothek sucht Geschichtsstudenten und -studentinnen, die interessiert sind, im Rahmen ihrer Liz-Arbeit mit dem Nachlass Pinkus folgende Themen zu bearbeiten:

- Die Familie Flatau-Pinkus. Von Breslau über Bern und Berlin nach Zürich. Eine kultur- und sozialgeschichtliche Untersuchung vom 19. ins 20. Jahrhundert mit den Teilbereichen:

– Jüdisches Leben in Breslau; – Studium in Bern um 1900; – Schauspielausbildung bei Max Reinhard in Berlin; – Selbstdokumentation durch Malerei, Fotografie, Schriftstellerei; – Berufliche Existenz in Zürich

- Der Buchhändler Theo Pinkus und seine Geschäfte in Zürich. Vom Büchersuchdienst über das Antiquariat und Britschgi & Pinkus bis zu Pinkus & Co.

– Büchersuchlisten; – Kataloge; – Geschäftsakten; – Sammlungen

- Der ›Zeitdienst‹. Eine Zeitschrift im Kalten Krieg (1947–1987).











Unsere Veranstaltungsreihe 2003 im Copi, obere Reihe von links: Philipp Mäder: ›Pollux‹; Brigitte Studer: ›Arbeit und Alltag der ausländischen Parteikader in der SU während der 30er Jahre‹; André Rauber: ›Formierter Widerstand‹; unten: Jürg Frischknecht: ›Filmlandschaft Engadin‹; Hans Hübner: ›Helen Ernst‹.

Impressum

Herausgeberin: Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung,
Bulletin der Mitglieder des Fördervereins
Erscheint mindestens 1 x jährlich
Adresse: Quellenstrasse 25, Postfach 3312, 8031 Zürich, Tel. 01/271 80 22, Fax 01/273 03 02, E-Mail: info@studienbibliothek.ch
Internet: www.studienbibliothek.ch
Redaktion: Brigitte Walz-Richter; Korrektur: Geri Balsiger; Typografie: Heinz Scheidegger; Druck: Druckerei Peter, Zürich